

Die letzte Welle.

Roman von Hans Bekker.

(5. Fortsetzung.)

Den ersten Anlaß hatten Depechen aus Russland gegeben, nach deren Empfang Herr Richard Frankville mit Klagen stundenlang in seinem Kabinett bei verschlossener Tür gefesselt hatte. Das war sonst nicht üblich; auch daß alle Telegramme, die Klagen selbst zum Telegraphenamte trug, die Geschäftstopferbücher nicht passierten, war aufgefallen — statt zu arbeiten, standen die Kontoristen in Gruppen zusammen und flüsternten, ab und zu einen scheuen Blick nach der Tür des Kabinetts werfend. Nur wenn diese einmal geöffnet wurde, Klagen hereinstam, um gleich wieder mit häufig ergriffenen Gesichtszügen zu verschwinden, hatten sie sich schnell wieder an ihre Pulse gesetzt. Dann ging ein Auchen und Flüstern: „Haben Sie bemerkt? Klagen hat auch das Hauptbuch aus dem Tresor mitgenommen“ — einer der Schreiber hatte das gesehen.

Ein Druck lag auf allen, ließ die Gemüter nicht zur Ruhe kommen, ein etwas, das man nicht kannte, nicht fassen konnte — aber bis zum jüngsten Hehlung herunter führte das Personal, daß etwas Schlimmes dem Hause Frankville bevorstand.

Im Kabinett sah Richard Frankville und rechnete. Hin und wieder warf er eine Frage zu Klagen hinüber, der am Schreibtische des Sekretärs mit Durchsicht von Papieren und Büchern beschäftigt war, dann ging die Arbeit schweigend weiter.

Endlich hielt Richard Frankville in seiner Tätigkeit inne. Es geht nicht, es kommt nichts dabei heraus, wir können uns nicht halten. Das russische Ausfuhrverbot allein bringt uns zu Fall. Sehen Sie mal hier die Differenzen, die glatt auf den Tisch gelegt werden — dabei habe ich noch einmal die Haufe auf den anderen Getreidemärkten ganz in Anrechnung bringen können. Der Bankrott der Antwerpener Firma verschlingt auch eine hohe Summe. Wie Berens & Co. schreiben, werden kaum zehn Prozent zu retten sein — wie soll das alles eingeholt werden? Das Kapital, welches bleibt, reicht zu keinem großen Umsatz, steht ja auch zum Teil in Gebäuden, den Speichern, also: Liquidation. Ich kann und will doch jetzt nicht anfangen, Kredite zu suchen, um neu aufzubauen. Mein Bruder ist krank, und ich — vielleicht halte ich mich noch einige Jahre — wenn mich diese Geschäfte nicht früher unruft — ich sehe keine Aussicht, wieder in die Höhe zu kommen. Und noch eins, Klagen, ich gehe das ganz offen ein: mir fehlt auch der Mut, um weiterzuarbeiten.

Er schwieg und wählte sich wieder mit seinen Papieren beschäftigten, Klagen jedoch hatte noch etwas zu sagen.

„Liegt denn nicht Force majeure vor, dann uns das nicht retten, müssen wir unter solchen Umständen lie fern?“

Richard Frankville erhob den Kopf und sah seinen Prokuristen ernst, fast streng an.

„Mein lieber Klagen, das sind in diesem Falle Spitzfindigkeiten — ich weiß ja, gut gemeint, aber das Haus Frankville & Co. darf an so etwas nicht denken.“

Force majeure — gewiß, aber nicht für uns, nicht zu unseren Gunsten, denn was gehen unsere Käufer die Quellen an, aus denen wir schöpfen. Wir haben ihnen Haffer, Roggen, anderes Getreide verkauft — nach diesem und jenem Muster, zu diesem und jenem Preise lieferbar — woher wir die Ware nehmen, kümmert allein uns — die Leidtragenden sind und bleiben wir.

Für die Russen, ja, da ist es Force majeure, die brauchen nun nicht hergehen, was sie uns verkauft haben — das Ausfuhrverbot hindert sie daran — für sie ist diese Force majeure noch von weiterer Bedeutung — einige werden unser schönes Geld, das wir ihnen als Vorfähige gegeben, kaltblütig in der Tasche behalten. Denn wir haben es ja nicht durchweg mit erstklassigen Firmen zu tun.“

„Wie leicht aber war das ein Glück — vielleicht würde Alice dann freilich — doch er wollte jetzt nicht darüber nachdenken, die Frage der Auflösung des Geschäfts drückte schwer auf sein Gemüt, viel schwerer, als er in seinen Worten zu Klagen hatte erkennen lassen.“

Mit seinem ganzen Herzen hing er an dem Geschäft, das er aufgebaut — er allein — denn wenn auch das Haus Frankville & Co. schon unter seinem Großvater und Vater bestanden — diese Höhe, auf der es jetzt stand, verdankte es ihm — Richard Frankville. Alles das sollte mit einmal ein Ende haben, sein Lebenswerk in nichts zertrümmern! Aber es ließ sich nicht halten. Er fühlte nicht mehr die Kraft in sich, von neuem zu beginnen — es blieb nichts übrig als Auflösung.

Schweres stand noch bevor. Wie würde sein Bruder es ertragen, ein — nach seinem Begriffe — armer Mensch zu sein? — In einigen Tagen erwartete er seine Rückkehr. Dann mußte die Entscheidung fallen.

Die Würfel waren gefallen. „Also aus, arm — ich habe recht behalten. Bitte, laß mich — mach, wie du willst.“

Weiter wollte Alfred Frankville nichts hören und wissen, nur Ruhe verlangte er. — Auch in den folgenden Tagen, als Frau Leonore mit ihm über die Zukunft — wie sie sich einrichten sollten, zu sprechen anfang, lehnte er ab, einen Wunsch, einen Rat zu äußern.

„Du wirst alles schon gut machen, nur fort von hier, wo wir angehen waren — ich will hier nicht bleiben.“

Das war das einzige, das aus ihm herauszubringen war. Wie seine Frau die veränderten Umstände aufnahm, schien ihn, der immer nur ihr Blick im Auge gehabt hatte, nicht zu kümmern — nach Alice, nach Lotbar fragte er nicht.

So lag die ganze Last auf Frau Leonores Schultern — doch wenn andere Frauen weinend und geklagt hätten, sie blieb tapfer.

Der Haushalt mußte aufgelöst und Umschau gehalten werden, wo sie ihr zutünftiges Heim aufschlagen wollten; ihre Wahl fiel auf „Friedrichsrodt“ — da konnte man billig und zurückgezogen leben — sie konnte dort schöne Städtchen gut, ihre Großeltern hatten dort gelebt, und sie hatte manche Ferien bei ihnen zugebracht.

Auch an Alice hatte sie geschrieben, einen Brief für Trenteln beigelegt, worin sie ihm alles auseinandersetzte. — Lotbar hatte sie Mitteilung gemacht, daß er in dem so teuren Kavallerieregiment nicht bleiben könne und schnell einen Entschluß fassen müsse. — Nun trat auch bei ihr der Rückschlag ein, sie fühlte sich ermüdet; die Erregung hatte sie bisher aufrechterhalten, nun machte sich die Abspannung geltend. Sie grübelte darüber nach, wie alles sich noch gestalten würde — mit Angst und Sorge sah sie den Nachrichten von Alice und ihrem Sohn entgegen. Sie, die sich bisher so wacker gezeigt, ersah sich wie eine Verlassene, Ausgestoßene. Doch sie mußte sich wieder aufrichten, ihrem Manne ein heiteres Gesicht zeigen, wenn sie auch mit verzweifelter Sorge auf Antwort von Alice und Lotbar wartete.

Doch nur von letzterem traf von der Abreise Nachricht ein. Er sagte die Sache leichter auf, als sie sich vorgestellte.

Wenn er nicht bei den Husaren bleiben könnte, schrieb er, so wolle er auf den Offizier überhaupt verzichten, dann wäre es wohl das Beste, er würde Landwirt — vielleicht reichlich die Gelder doch noch, daß er sich später eine Kitzche kaufen könnte. Ein Komerod von ihm, mit dem er sich flott angefreundet, bei dessen Eltern auf dem Lande er auch einige Wochen im Sommer zu Besuch gewesen sei, habe versprochen, ihn auf einem Nachbargute unterzubringen, die Eltern sollten sich um ihn keine Sorgen machen, er würde schon vorwärts kommen. Bei seinem baldigen Besuch könnten sie ja alles besprechen.

Erst hatte sich Frau Frankville über den Brief gefreut, das klang alles so vernünftig — aber hinterher kam das Nachdenken; das sagte so gar nicht zu Lotbars Plänen — und mit einmal wußte sie: da sedte wieder ein Mädchen dahinter. Jedesmal, wenn er sich „verlobt“ hatte, war er in eine solche resignierte Stimmung geraten, hatte Reichtum und Adel verachtet, wollte sich nur sein Liebesglück erhalten.

Auch diese Sorge noch — doch es war nichts zu tun, sie mußte abwarten, bis er zu ihnen kam, dann würde sie Gewißheit haben.

Es fehlte nur noch ein Tag bis zur Rückkehr Trentelns aus dem Manöver.

Mit heißer Angst sah Alice dieser Stunde entgegen — Angst und Sorge hatten sie seit Eintreffen des Briefes ihrer Mutter gequält.

Die armen, alten Eltern — war ihr erster Gedanken gewesen — wie wird Papa das ertragen! Aber bald war diese Qual zurückgetreten vor der Furcht, wie ihr Mann die veränderte Lage aufnehmen würde, er, der vor noch nicht langer Zeit eine Erhöhung des Zufusses, ja, eine Kapitalauszahlung verlangt, der noch vor seinem Fortgang erklärt hatte, daß er nach seiner Rückkehr den Abschied nehmen und selbst zu den Eltern fahren wolle, um wegen eines Gutantaufs zu sprechen.

Und jetzt, jede Aussicht geschwunden — nicht einmal die bisherige Zusage sollten sie erhalten — mußten sich mit einer geringeren Summe begnügen.

In sich dachte sie nicht, mit Freude würde sie sich einschränken, wenn nur Botso gut zu ihr sein, sie das Unglück nicht fühlen lassen würde.

Wie leicht sah er ein, daß gegen einen Schicksalsschlag nichts zu tun sei, vielleicht liehe er sie doch genug, um das Unglück ruhig hinzunehmen — Leid soll ja oft Menschen einander enger verbinden — dann warte ja das Unglück noch ein Glück für sie.

Aber schmerzlich lächelnd mußte sie die Gedanken, die sie zu ihrer Beruhigung immer wieder hervorholte, vor sich weisen, und es blieb nur die Angst vor dem Augenblick, in dem er den Brief ihrer Mutter lesen würde.

Dann wieder machte sie ganz phantastische Pläne: Sie wollte den Brief vernichten — zum Bankier, der die Auszahlung der Rente besorgte, gehen und ihn bitten, den Betrag ruhig weiter zu zahlen — all ihren Schmutz, was sich sonst noch zu Gelde machen ließe, wolle sie das Bankier dafür hingeben — eine halbe Stunde lang hielt sie das für ausführbar, für Rettung, aber dann kam die Überlegung: Sie mußte sich sagen, daß das nur eine kurze Gnadenfrist schaffen würde; ihre Lage, wenn sie später ihrem Mann gestehen mußte, was sie getan, würde dadurch nur noch schlimmer.

Am inneren Neues dachte sie, suchte etwas anderes, eine neue Hilfe — doch wie sie auch ihren armen Kopf zermerzte, es wollte sich nichts finden lassen. Die Zeit ging mitleidlos vorwärts: Noch vierundzwanzig — noch zehn — nur noch eine Stunde trennte sie von dem Augenblick des Wiedersehens, das sie ersehnte, und dem sie nun mit Zittern und Bangen entgegen sah.

Mit einer fast fanatischen Liebe hing sie an ihrem Mann — für alles hatte sie bisher Entschuldigungen gefunden, sich immer wieder gesagt, daß er im Grunde ein guter Mensch sei, der sie liebe, daß nur sein heißes Blut ihn oft hinriss; daß er aber stets, wenn er sie verletzte, alles wieder gutzumachen verstanden hatte — daß sie sich immer wieder glücklich in seinen Armen gefühlt habe.

Warum sollte denn nicht auch dieser Schlag vorübergehen? Sie würden doch keine Not zu leiden haben — so viele Familien im Regiment lebten mit weit weniger, als sie jetzt noch haben würden. — Botso hatte einmal davon gesprochen, auf diesen und jenen Kameraden hingewiesen, der, wie er sich ausgedrückt, seiner Liebe ein Opfer gebracht hatte — aber dabei fiel ihr gleich wieder ein, wie er andere Kameraden genannt habe: was die sich alles leisten konnten — das sei weltlicher Reichtum; die hätten sich, wenn sie nicht selbst großes Vermögen gehabt, vorgelesen.

Das hatte ihr wohl getan, als er so gesprochen, doch auch dies hatte er wieder gutgemacht, als er sie abends beim Nachhausekommen in Tränen gefunden und sie ihn, auf seine erhaltene Frage, was ihr fehle, an seine Worte erinnert hatte.

Lachend hatte er sie damals umarmt und geliebt — sie müßte das nicht so schwer nehmen, im Vergleiche er manches so heraus, was er gar nicht ernst meinte.

Daß er gerade im Spiel gewonnen und seine bessere Laune davon berührt, wußte sie nicht; ein paar Tage später war dann der Kuffirt gekommen, bei dem er erklärte, daß er seinen Abschied nehmen wolle und sie an die Mutter wegen Geld zum Gutankauf schreiben müsse.

Seute nun diese Nachricht, die ihn erwartete!

Unabhängige Male war sie schon ans Fenster getreten, um zu sehen, ob er komme — jetzt hörte sie Schritte draußen, Stimmen — die Stimme ihres Mannes, der dem Burschen Besche erteilte — nun öffnete sich die Tür — Botso trat ein.

Wie schon er aussah! Das Gesicht braun gebrannt — die Augen, seine wunderbaren Augen, die zuerst ihre Liebe zu ihm erweckt, so klar und strahlend.

Alle Furcht und Sorge wollte sie im Augenblick vergessen, sie hatte ihn wieder — aber all das, was sie gewohnt und geangstigt, ließ sich nicht so schnell zurückerlösen, sie brach in Schluß aus und warf sich an seine Brust.

„Was ist denn, Kind? Ich war doch nicht im Kriege, bin heil und ganz. — Bist du krank, oder ist etwas geschehen?“

In ihrer Erregung hörte sie nicht, wie unruhig der Klang seiner Stimme war; sie, die sich vorgenommen, ihn langsam, allmählich auf alles vorzubereiten, verlag in der Freude des Wiedersehens ihren Vorsatz:

„Ja, ja, es ist etwas vorgefallen — doch sage dich nicht auf, es ist nicht so schlimm.“

Schon war sie fort, in ihr Zimmer, an ihren kleinen Schreibtisch, wo sie den Brief der Mutter vorberoren hatte.

Trenteln sah ihr nach.

„Was war das? — Alles mögliche wirkte durch seinen Kopf, ohne daß er etwas davon festhalten konnte.“

War es etwas Gutes oder Schlechtes? Was hatte Alice gesagt? Er sollte sich nicht aufregen, es sei nicht so schlimm — also nichts Gutes. Aber als sie sich an seine Brust geworfen, war sie so glücklich geworden — vielleicht doch eine Freude, eine Ueberraschung — die Eltern wollten das Geld geben — da kam sie schon zurück, hielt einen Brief in der Hand.

Er griff hastig danach, mit zitternden Händen.

Der war lang, vier Seiten, doch in einer Minute hatte er ihn überflogen.

Aus Anrede und Handschrift hatte er erkannt, daß das Schreiben von seiner Schwiegermutter kamte — das hatte seine Hoffnung von neuem erfrischt — gewiß, es handelte sich um Bewilligung des Geldes, sie hatte ihm ja damals Aussicht gemacht — doch schon die ersten Worte belehrten ihn, daß es nichts Gutes sei.

Er hatte zu Ende gelesen — einige Sekunden sah er starr vor sich hindahend. Die schwere Enttäuschung hatte ihn ganz übermannnt.

Im Zimmer war es still, so still, daß der leise Schritt des Stubenmädchens, das noch irgend etwas im Speisezimmer nebenan ordnete, wie lautes Geräusch herbeiklang.

Alice stand an einen Sessel gelehnt und blinzelte mit weitgeöffneten, angstvollen Augen zu ihrem Manne hin. Als sie ihn so ruhig sah, atmte sie auf — umsonst hatte sie sich geängstigt — und als er sich jetzt erhob und im Zimmer umherging, trat sie auf ihn zu.

Trenteln blieb stehen — noch eine Sekunde des Schweigens, dann die ersten Worte. Nicht laut, nicht schreidend, wie sie gefürchtet, mit heiserer, kaum verständlicher Stimme kam es heraus:

„Und was nun?“ — Alice erhob bittend ihre Augen zu ihm.

„Wir werden uns einschränken, es ist ja noch nicht alles verloren.“

Doch er ließ sie nicht aussprechen, und als sie seine Hand ergreifen wollte, wehrte er ihr:

Langsam richtete sie sich auf. Ihre Blide irrten im Zimmer umher wie in einem fremden Raume, kalter Frost schüttelte ihre Glieder, in ihrem Kopfe wühlte der Schmerz.

Mechanisch preßte sie die Hände an die Schenkel, sie schloß die Augen: Welche war das alles nur ein Traum, gleich würde sie erwachen; Botso würde kommen und sie in seine Arme nehmen.

Doch es blieb alles still um sie her. Er war fort — hatte sie alleingelassen.

Und allein würde sie fortab immer sein — alles, was er vorher gesagt, wie er sie geschmäht, kam ihr mit vielem Schmerz zum Bewußtsein — sie durfte nicht hiebleiben, sie mußte fort, ihn von ihrer Gegenwart befreien.

Er liebte sie nicht — hatte sie nie geliebt — sie hätte ihn angelockt, mit ihrem erlogenen Reichtum gelockt.

Verzweiflungsvolle Scham riß sie auf — was tat sie denn hier noch? — Er konnte zurückkommen, sie aus dem Hause weisen.

Er liebte sie nicht, hatte sie nie geliebt — sie hatte sich ihm hingegeben mit dem Vertrauen der sich geliebt glaubenden Frau — ihm ihre ganze, ganze Liebe offenbart, während sie ihm nichts gewesen war.

Sie erglühte bei diesem Gedanken. — Was galt es, daß sie seine Frau, seine rechtmäßige Frau war — für ihn eine Fremde. — Die gegenseitige Liebe band sie nicht — sie konnte gehen, und keiner würde ihr nachsehen. Sie mußte gehen, denn sie war hier überflüssig — eine Last.

Aber wohin sollte sie? — Zu den Eltern — deren Nummer noch vermehren, den alten Vater zu Tode erschrecken?

Eine Welle sann sie nach, versuchte zu denken — plötzlich fiel ihr der Onkel ein: Da war ihre Zuflucht! Er würde sich ihrer annehmen.

Sie stand auf, strich sich die Haare aus der Stirn.

Wie hatte sie hier noch sitzen und denken können, gab es denn noch etwas anderes, als so schnell wie möglich aus diesem fremden Hause, von dem fremden Manne, der sie beschimpft, zu fliehen?

Mit flieherhafter Hast raffte sie sich auf. Etwas Geld mußte noch in ihrer Kaffe sein, eins, zweihundert Mark. Sie fand es, nahm es an sich, ergriff Valotto und Hut und ging von dannen.

An dem Staubemädchen, das ins Wohnzimmer gelauften kam, eilte sie schweigend vorüber, bestieg auf der Straße die erste Droschke, die sie fand, und ließ sich zum Bahnhof fahren.

In einer Stunde ging der Zug — so lange mußte sie noch warten.

Doch auch diese Zeit ging hin, endlich sah sie im Coupé. Nun fühlte sie sich sicher, die Stunde im Wartesaal war ihr eine Qual gewesen, in der tiefsten Ede hatte sie sich versteckt, in fortwährender Angst, daß ihr Mann sie verfolgen könnte — daß sie noch einmal eine ähnliche Stunde wie die letzte durchleben müsse.

Sie stand und sah durch das Fenster der Tür auf die von ihrem Glidien entlassene Station:

Wie traurig diese Dalag, — infam, verlassen wie sie selbst — niemand kümmerte sich um das Stüchsende Welt, so hoch einer der Mitreisenden den Kopf erhoben hatte, um einen Blick hinauszumerfen — unbekannt für alle blieb es zurück und verlor in der Schlummer, aus dem es für ein paar Minuten aufgewacht war.

Alice schlief in ihr Coupé zurück. Da sah sie die übrige Zeit mit brennenden Augen und nach innen gekehrtem Blick. Ihr Gehirn arbeitete flieherhaft. Nichts ließ sich festhalten; wie in einem Kaleidoskop jagte ein Bild das andere:

Wiesbaden: Sie hörte rauschende Musik, sie sah in einem großen Saal unter Hunderten von Menschen. Doch nur einem sah sie, eine hohe Gestalt, deren Augen auf sie gerichtet waren. Dann Rom: Alle Plätze, an denen sie mit ihm gewohnt. Unter dem Brausen und Zischen des Wasserfalls schlugen heiße Liebesworte an ihr Ohr, fühlte sie seinen Ruf auf ihren Lippen.

Aus dieser Seligkeit wurde sie in eine andere versetzt: Sie stand vor dem Altar, mit bebenden Lippen hatte sie ihr „Ja“ geäußert, hatte sich fortgesetzt gefühlt — unendlich ersahen ein Hochzeitsmahl vor ihren Blicken — dann wieder sah sie in einem Bahnguge wie jetzt, der mit ihr durch die Welt raste, doch nicht einsam, allein — an ihrer Seite sah Botso, hatte sie eng umschlungen — sie war trunken vor Glück, wie im Rausch empfand sie seine Liebestungau.

Weiter — ein kühles Zimmer in einem großen, fremden Hause, in einem Hotel in Berlin — einige seltsame Tage — dann Monte Carlo.

Erst ihr Entzücken über dieses Paradies, doch schon troch ihr etwas Kältes ans Herz, sie fühlte sich vernachlässigt, oft einsam — aber auch das ging vorüber — sie war in Prag, in ihrem Heim!

So folg war sie auf ihre neuen Pflichten als Hausfrau gewesen, hatte nur daran gedacht, ihrem Mann Glück zu bereiten — aber das erträumte Glück wollte sich nicht erfüllen, nicht halten lassen — viele Stunden der Verlassenheit, der Trübsal hatte sie durchgemacht — und dann:

„Ich habe dich nie geliebt, ich liebe dich auch heute nicht!“ gestellte es in ihren Ohren.

Hatte jemand das laut ausgerufen? Verhört blidte sie um sich. Sie war aus ihren Träumereien erwacht, sah die beiden Damen, die mit ihr reisten, sich von ihren Stühlen erheben und ihr Handgepäck zusammenrücken. Auf wurden laut, die Coupetüren aufgerissen: Berlin war erreicht.

Sie erhob sich, ohne noch recht zu wissen, was sie tun sollte; ihr fiel ein, daß sie umsteigen, vielleicht nicht einem anderen Bahnhof fahren müßte — sie wollte nachfragen, sich erkundigen, fühlte sich wieder so matt, daß sie nur den einzigen Wunsch hatte, irgendwo liegen, sich ausruhen zu dürfen.

Ein Beamter hatte ihr dann Bescheid gegeben, sie hatte ein oder zwei Stunden in irgendeinem Wartesaal gefessen, auch eine halbe Tasse Koffee getrunken, sich dann in einem Coupé wieder gefunden, geschlafen, so lange, wußte sie nicht — jetzt sah sie in einer Droschke und fuhr durch die bekannten Straßen ihrer alten Heimatstadt.

Es war noch früher Morgen, der Stadt schien noch in halbem Schlummer zu liegen.

Nur in der Nähe des Bahnhofes war etwas mehr Leben gewesen, Hotelbediener hatten ihre Dienste angeboten, Gepäckträger waren hin und her gelaufen, Droschken rollten vom Bahnhof, hinter ihr, vor ihr — nur herrschte wieder Stille. In der Vorstadt waren Kontore und Magazinen noch geschlossen, die Berge lag hochmütig und schweigend zu ihrer Rechten, als sie die Brücke passierte — dann, als sie weiter kam, zeigte sich mehr Leben. Einige Cafés hatten schon ihre Türen geöffnet — als sie den steilen Berg mit dem Randental hinter sich und die nächste Straße erreicht hatte, war die Stadt schon voll erwacht. Straßenbahnen rastelten vorüber, an den Magazinen waren die Zollfäden herausgezogen, drinnen liefen Verkäuferinnen und Verkäufer hin und her, ordneten dies und das — doch Alice gewahrte das geschäftliche Treiben nicht, keine Erinnerung war in ihr erwacht, wie leblos sah sie da und wartete auf das Ende der Fahrt.

Am Paradeplatz ging es vorüber, um das Stadttheater mit seinen geschlossenen Porten herum, endlich hielt der Wagen — sie war am Ziel. Eine peinige Angst stieg plötzlich in ihr auf: Was hatte sie getan — sie war aus ihrem Hause geflohen! — Wie würde der Onkel sie empfangen? — Würde er sie aufnehmen, oder mußte sie fort, zurück zu ihrem Manne? ...

Schauer ergriff sie — nur das hörte — nur nicht wieder jene Worte hören, sich entschließen, verachten lassen. Lieber alles andere ertragen, das Onkel Magd werden — nur nicht zurück zu ihm, der sie hinausgepeitscht hatte mit seiner Verachtung! (Fortsetzung folgt.)